

»Eine brillante Autorin, eine leidenschaftliche Freundin,
eine sagenhafte Frau.«, Barack Obama

Was
für
immer
mir
gehört

Maya
Angelou

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5255

Maya ist zu früh Mutter geworden, sie hat die Südstaaten, ihre Großmutter, den Krämerladen hinter sich gelassen. In Kalifornien will sie ihre Träume verwirklichen, sie will Freiheit, sie will Unabhängigkeit, eine Karriere als Tänzerin, die große, große Liebe. Als arme, alleinerziehende, Schwarze junge Frau scheinen die Widerstände unüberwindbar, doch Maya glaubt felsenfest an das Gute und an sich selbst.

Maya Angelou, geboren 1928, war Tänzerin, Calypso-Sängerin, erste Schwarze Straßenbahnschaffnerin San Franciscos, alleinerziehende Mutter, Pimp, Schauspielerin, Theaterregisseurin, Filmregisseurin, Journalistin, Prosaschriftstellerin, Lyrikerin, Bürgerrechtlerin, engste Vertraute von Martin Luther King und Malcolm X, und das alles vor ihrem vierzigsten Geburtstag. Als sie 2014 verstarb, trauerte ganz Amerika. *Was für immer mir gehört* ist nach *Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt* der zweite Band ihres Memoires in sieben Teilen und erschien erstmals 1974.

Melanie Walz wurde für ihre Neuübersetzungen moderner Klassiker vielfach ausgezeichnet. Sie übersetzte u. a. Jane Austen, Honoré de Balzac, A. S. Byatt, Charles Dickens, Michael Ondaatje, R. L. Stevenson und Virginia Woolf.

Maya Angelou

Was für immer mir gehört

Aus dem amerikanischen Englisch
von Melanie Walz

Mit einem Nachwort von
Verena Lueken

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1974
unter dem Titel *Gather Together in My Name*
bei Random House, New York.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5255

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2020

© 1974 by Maya Angelou

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: Deborah Jaffe/Getty Images

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47255-2

www.suhrkamp.de

Was für immer
mir gehört

Dieses Buch widme ich meinem Blutsbruder Bailey Johnson und den anderen echten Brüdern, die mich ermutigt haben, so tollkühn zu sein, mein eigenes Leben täglich zu erfinden: James Baldwin, Kwesi Brew, David Du Bois, Samuel Floyd, John O. Killens, Vagabond King, Leo Maitland, Vusumzi Make, Julian Mayfield, Max Roach.

Mit besonderem Dank an meine Freundin Dolly McPherson

Es war eine Party nach dem Motto »kein Kleiderzwang« und »jeder ist willkommen«. Brachte man was zu trinken mit, wurde erwartet, dass man es teilte, und wenn nicht, dann war das auch okay, jemand würde seine Flasche mit einem teilen. Jeder war ein Held. Hatten wir uns nicht alle zusammengetan, um *de Gruber* und diesem fetten Itaker die Hölle heiß zu machen und den kleinen Reisfresser Tojo an seine Stelle zu setzen?

Schwarze aus dem Süden, die keine komplizierteren Geräte als Pflüge gewohnt waren, hatten gelernt, Drehmaschinen, Bohrer und Schweißpistolen zu benutzen, und hatten ihren Beitrag zur Kriegsmaschinerie geleistet. Frauen, die nur Hausmädchenuniformen und von der Mama gefertigte Kleider kannten, hatten die unbequemen Männerhosen angezogen und sich Stahlhelme aufgesetzt und hatten dafür gesorgt, dass in den Schiffsausrüstungshallen für ihre Freunde gesungen wurde. Selbst die Kinder hatten Papier gesammelt und auf den Rat Älterer, die sich an den Ersten Weltkrieg erinnerten, die Aluminiumfolie aus den Zigarettenpackungen mit Kaugummi zu kopfgroßen Bällen geknetet. Oh, war das eine Zeit.

Soldaten und Seeleute und die wenigen schwarzen Marineinfanteristen, gerade zurück, nachdem sie auf einem sandigen Strand am Südpazifik Tote begraben hatten, standen da und blickten stolz aus kriegsklugen Augen.

Schwarzmarkthändler hatten keine Mühen gescheut, die

Gegend mit Zucker, Zigaretten, Lebensmittelmarken und Butter zu versorgen. Prostituierte nahmen sich nicht einmal die Zeit, ihre fünfundsiebzig Dollar teuren Schuhe ausziehen, um es einem für zwanzig Dollar zu besorgen. Jeder nahm teil am Krieg gegen den Krieg.

Und zuletzt hatte es sich für die Schwarzen ausgezahlt. Wir hatten gewonnen. Zuhälter stiegen aus ihren polierten Autos und wanderten etwas unsicher über die ungewohnte Gymnastik die Straßen von San Francisco entlang. Spieler dachten nicht an ihre empfindlichen Finger und gaben Schuhputzern die Hand. Von den Kanzeln tönte es: »So habe ich es vorausgesagt«, von Geistlichen, die wussten, dass Gott auf der Seite der Gerechten war und nicht zulassen würde, dass ihnen Unrecht geschah oder ihre Kinder um Brot betteln mussten. Frisöre unterhielten sich mit den Werftarbeitern, die sich wiederum mit den Damen vom Straßenstrich unterhielten. Und jedermann trug ein lässiges Lächeln zur Schau, das hieß, man sei bereit zu lächeln.

Ich dachte mir, wenn der Krieg nicht mit Toten verbunden wäre, hätte ich nichts dagegen, jeden Tag einen zu erleben. Etwas wie ein großes Fest.

Alle Opfer hatten uns den Sieg gebracht, und nun würden die guten Zeiten anbrechen. Ganz klar, wenn wir schon mehr verdienten, als die Rationierung in Kriegszeiten uns auszugeben erlaubt hatte, würde es ab dem Moment, ab dem es keine Beschränkungen mehr gäbe, noch besser werden.

Es gab keinen Anlass, über Rassenvorurteile zu sprechen. Hatten wir nicht alle, Schwarze und Weiße, die überlebenden Juden eben erst aus der Hölle der Konzentrationslager gerettet? Rassenvorurteile waren von gestern. Ein Irrtum in einem jungen Land. Etwas so Verzeihliches wie das unerfreuliche Handeln eines Freundes im Drogenrausch.

Während der Krise hatten Schwarze in einem Monat oft mehr Geld gemacht, als sie in ihrem ganzen Leben gesehen hatten. Schwarze Männer verließen ihre Frauen nicht wie früher, getrieben von dem Unvermögen, ihre Familien zu ernähren. Sie fuhren in öffentlichen Verkehrsmitteln nach dem Motto »Wer zuerst kommt, sitzt zuerst«. Und öfter als nicht wurden sie als Mister und Missus in ihrer Arbeit oder von Verkäufern angesprochen.

Zwei Monate nach dem V-Day wurden nach und nach die kriegsbedingten Fabriken stillgelegt und sie entließen ihre Angestellten. Manchen Arbeitern wurden Fahrkarten für die Rückfahrt nach Hause in den Süden angeboten. Zurück zu den Mauleseln, die sie auf der Hinterwäldlerfarm von ole Mistah Doo am Baum angebunden gelassen hatten. Scheiße auch. Ihr erweiterter Horizont konnte sich nie wieder in diese engen Grenzen einpfirchen lassen. Sie waren frei oder wenigstens freier als je zuvor und würden nicht zurückgehen.

Diese militärischen Helden von vor wenigen Monaten, die in der Stadt, die wusste, wie das geht, entlassen wurden, sah man bald an den Ecken im Ghetto herumhängen wie vergessene Wäsche am Zaun eines Hinterhofs. Ihre einst gestärkten Khaki-Uniformen wurden allmählich unansehnlich. Ihre wasserfesten Armeejacken samt Medaillen, aber ohne Streifen, wurden zu unmodischen Angeberhosen getragen. Über den schmucken Armeehosen mit ihren symmetrischen Falten hingens kreischend bunte Hawaiihemden. Die Schuhe blieben. Die Armee hatte diese Schuhe für die Ewigkeit produziert. Und, verdammt, so war es.

So durchlebten wir einen größeren Krieg. Die Frage im Ghetto war, ob wir auch einen kleineren Krieg überstehen konnten?

Ich war siebzehn, sehr alt, peinlich jung, mit einem zwei Monate alten Sohn, und wohnte immer noch bei meiner Mutter und meinem Stiefvater.

Sie boten mir an, auf mein Baby aufzupassen, damit ich wieder zur Schule gehen konnte. Das lehnte ich ab. Erstens dachte ich – mit der selbstgerechten Ernsthaftigkeit junger Menschen –, dass ich nicht Daddy Clidell Jacksons leibliche Tochter war und mein Kind nur so lange sein Enkel sein würde, wie die Verbindung zwischen Daddy und Mutter anhielt, und ich hatte bereits viele Schwachstellen in ihrer Ehe ausgemacht. Zweitens überlegte ich mir, dass ich zwar das Kind meiner Mutter war, sie mich aber bis zum Alter von dreizehn Jahren anderen Leuten überlassen hatte, und warum sollte sie für mein Kind mehr Verantwortung empfinden als für ihre Tochter? Das waren die Bruchstücke, aus denen meine Weigerung sich zusammensetzte, doch der Kern der Sache war schmerzlicher, stärker und wahrer. Eine inhärente Schuld war mein privater Dämon, mein Bettgefährte, dem ich den Rücken gekehrt hatte. Mein täglicher Gefährte, dessen Hand ich nicht halten wollte. Die christliche Lehre, die mir in der Kleinstadt in Arkansas in die Ohren gehämmert worden war, ließ sich von dem Lärm in der Großstadt nicht übertönen.

Mein Sohn hatte keinen Vater – und was hieß das für mich? Nach der Glaubenslehre hatten Bastarde in der Gemeinde der Rechtgläubigen nichts zu suchen. So war das. Ich würde einen Job finden und ein eigenes Zimmer und meinen schönen Sohn in die Welt mit hinausnehmen. Ich dachte mir, ich könnte sogar in eine andere Stadt ziehen und uns einen neuen Namen aussuchen.

In den Monaten, in denen ich mit meiner Zukunft und

der meines Sohnes kämpfte, begann das große Haus, in dem wir wohnten, zu sterben. Arbeitslose Mitbewohner, die ihre Koffer mit Erinnerungen ausschmückten, bevor sie massenhaft Enttäuschungen einpackten, verließen San Francisco und gingen nach Los Angeles, Chicago oder Detroit, wo »es hieß«, man suche händeringend nach Arbeitern. Das laute Krachen der Haustür wurde immer seltener, und die Küche im Obergeschoss, wo die Mitbewohner kochen durften, ließ immer weniger exotische Düfte wahrnehmen, die dazu geführt hatten, dass ich voller Appetit in unsere Küche gelaufen war.

Die Spieler und die Prostituierten, die Schwarzhändler und die Zukunftsgläubigen, all diese Schmarotzer, die sich an der Unterwelt des Krieges dick und fett gefressen hatten, waren die Letzten, die merkten, dass es enger wurde. Sie hatten Unmengen Geld angesammelt, das in keine Bank kam, sondern unter ihresgleichen zirkulierte wie zügellose Frauen, und ihr Beruf hatte sie an die Treulosigkeit der Dame Glück und die Unzuverlässigkeit des Lebens gewöhnt. Es tat mir leid, dass die Tänzerinnen gingen – diese wundervollen Frauen, nur unwesentlich älter als ich, die pfundweise Max Factor Nr. 31 aufgetragen hatten, künstliche Wimpern trugen und aus dem Mundwinkel redeten, wobei ihre Stimmen sich um Zigaretten wanden, die an ihren Lippen baumelten. Sie hatten ihr Auftreten oft in der Küche unten im Haus geübt. Das B.-S.-Tanzgruppen-Programm. Die richtigen Schritte, Gleiten, Springen und Pausieren, und all das die ganze Zeit rauchend. Ich war mir ziemlich sicher, dass man rauchen musste, wenn man in einer Tanzgruppe tanzen wollte.

Nicht mit dem fleißigsten Üben in Wunschdenken hätte man meine Mutter als nachsichtig bezeichnen können.

Großzügig war sie, aber nie nachsichtig. Freundlich ja; aber nie nachsichtig. In ihrer Welt paddelten Leute, die sie akzeptierte, das eigene Kanu, hoben die eigenen Gewichte, stemmten die Schulter an den eigenen Pflug und ackerten wie die Wahnsinnigen, und ich saß hier in ihrem Haus und weigerte mich, wieder zur Schule zu gehen. Verschwendete keinen Gedanken ans Heiraten (na ja, niemand hätte sich um mich bemüht) und dachte nicht daran zu arbeiten. Niemals forderte sie mich auf, mir Arbeit zu suchen. Jedenfalls nicht in Worten. Aber der Stress ihrer Abende am Kartentisch und die Verantwortung für das viele Geld, das sie im Schlafzimmerschrank bunkerte, strapazierten ihr ohnehin zornmütiges Temperament.

In früheren unbeschwerteren Zeiten hätte ich ihre Übel-launigkeit vielleicht lediglich zur Kenntnis genommen, doch nun befeuerten meine Schuldgefühle, die ich wie ein rohes Ei mit mir herumtrug, meine Paranoia, und ich fühlte mich zunehmend als Störenfried. Wenn mein Baby weinte, beeilte ich mich, seine Windeln zu wechseln, es zu füttern, mit ihm zu schmusen, ihm letzten Endes den Mund zu stopfen. Meine Jugend und meine ängstlichen Selbstzweifel machten mich unfair gegenüber dieser lebensstüchtigen Frau.

Sie war mächtig stolz auf ihr wunderschönes Enkelkind, und wie die meisten Egozentriker sah sie in allem, was es auszeichnete, ein Spiegelbild ihrer selbst. Er hatte niedliche Hände ... »Ja, genau wie meine.« Seine Füße waren makellos, mit hohem Spann, genau wie ihre. Sie war mir nicht böse; sie spielte wie immer das Blatt aus, das das Leben ihr zugeteilt hatte, und das tat sie fantastisch.

Die Mischung aus Arroganz und Unsicherheit ist so entzündbar wie Alkohol und Benzin, die dafür berüchtigt sind.

Der Unterschied ist nur, dass im ersten Fall ein langes inneres Brennen vorausgeht, das in der Regel in eine selbstzerstörerische Implosion mündet.

Ich würde ausziehen, mir einen Job suchen und der ganzen Welt (dem Vater meines Sohns) beweisen, dass ich meinem Stolz gewachsen war und mehr zu bieten hatte als meine Anmaßung.

Ich war zutiefst gedemütigt. Eine dumme weiße Kuh, die vermutlich ihre Zehen zum Zählen benutzte, sah mich an und sagte, ich sei durchgefallen. Die Prüfung hatten Schwachsinnige für Idioten zusammengestellt. Natürlich hatte ich sie im Eiltempo absolviert, ohne mir groß Gedanken zu machen.

Ordnen Sie diese Buchstaben neu an: ASU – AGR – ATS.

Okay. Aus. Arg. Ast. Und?

Sie stand hinter ihrem Make-up und ihren toupierten Haaren und manikürten Fingernägeln und Kommodenschubladen parfümierter Angorapullover und Jahren weißer Ignoranz und sagte, ich sei durchgefallen.

»Die Telefongesellschaft gibt Tausende von Dollar für die Ausbildung von Telefonistinnen aus. Wir können es uns nicht leisten, jemanden einzustellen, der solche Ergebnisse erzielt hat. Bedauere.«

Sie bedauerte? Ich war platt. In meiner Verblüffung überlegte ich, ob meine ausgeprägte intellektuelle Überheblichkeit mich dazu verführt haben konnte, die Prüfung für ein Kinderspiel zu halten. Und vielleicht hatte ich die Abreibung dieser anmaßenden Hexe verdient.

»Darf ich den Test noch mal machen?« Das zu fragen war schmerzlich.

»Nein, bedauere.« Wenn sie das noch einmal sagen würde, war ich bereit, sie an ihren bedauernden Schultern zu packen und einen Job aus ihr herauszuschütteln.

»Aber es gäbe eine Möglichkeit« – offenbar hatte sie meine unausgesprochene Drohung gespürt – »als Hilfskraft in der Cafeteria.«

»Was hat eine Hilfskraft zu tun?« Ich war mir nicht sicher, ob ich die Arbeit tun konnte.

»Das erklärt Ihnen der Küchenjunge.«

Nachdem ich den Antrag ausgefüllt hatte und von einem Arzt für gesund erklärt worden war, marschierte ich in die Cafeteria. Der Küchenjunge, ein Opa, wies mich ein: »Du räumst das Geschirr ab, wischst die Tische ab, überprüfst, ob Salz- und Pfefferstreuer sauber sind, und hier ist deine Uniform.«

Das weiße Kleid und die weiße Schürze waren mit Beton gestärkt worden und viel zu lang. Ich stand an der Wand der Cafeteria und wartete darauf, die Tische abzuräumen. Viele der Telefonistinnen in Ausbildung waren mit mir in die Schule gegangen. Jetzt standen sie vor vollbeladenen Tischen und warteten darauf, dass ich oder eine andere der dämlichen Hilfskräfte das schmutzige Geschirr abräumten, damit sie ihre Tablett abstellen konnten.

Den Job machte ich eine Woche lang, und der Lohn war mir so verhasst, dass ich ihn an dem Nachmittag verpulverte, an dem ich aufhörte.

2

Können Sie kreolisch kochen?«

Ich sah der Frau in die Augen und verpasste ihr eine Lüge, so weich wie schmelzende Butter. »Ja, klar. Anders kann ich gar nicht kochen.«

Das Creole Café hatte im Fenster ein Pappschild, das angeberisch verkündete: KOCH GESUCHT. Fünfundsiebzig Dollar Wochenlohn. Sobald ich das Schild sah, wusste ich, dass ich kreolisch kochen konnte, egal wie.

Die verzweifelte Suche nach einer Küchenkraft muss die Besitzerin für mein Alter geblendet haben oder der Umstand, dass ich ziemlich groß war und ein Auftreten hatte, das nicht meinen siebzehn Jahren entsprach. Sie fragte mich nicht über Rezepte und Menüs aus, aber ihr langes braunes Gesicht verlief in Falten nach unten, und Zweifel machten sich in ihren Fragen bemerkbar.

»Können Sie am Montag anfangen?«

»Mit Vergnügen.«

»Sie wissen, dass wir eine Sechs-Tage-Woche haben. Sonntags ist geschlossen.«

»Das ist mir recht. Ich gehe sonntags gerne in die Kirche.«

Es ist ein scheußlicher Gedanke, dass der Teufel mir diese Lüge eingab, aber sie kam wie von allein und wirkte wie Dolarscheine. Argwohn und Zweifel waren wie weggewischt, und sie lächelte. Ihre Zähne waren alle gleich groß, ein kleiner weißer Pfahl aus Zähnen als Halbkreis in ihrem Mund.

»Ich seh schon, wir werden uns verstehen. Sie sind eine gute Christin. Das mag ich. Ja, Ma'am, das tu ich.«

Ich brauchte den Job und widersprach ihr nicht.

»Um wie viel Uhr am Montag?«

»Sie kommen um fünf.« Du lieber Himmel!

Fünf Uhr morgens. Die schäbigen Straßen, bevor die Verbrecher ins Bett gehen und sich auf anderer Leute Träume betten. Bevor die Straßenbahnwaggons zu rattern beginnen und ihr beleuchtetes Innere wie vornehme Häuser im Nebel wirkt. Fünf Uhr!

»In Ordnung, ich werde Montag früh um fünf hier sein.«

»Sie kochen das Essen und stellen es auf die Wärmeplatte. Extrabestellungen müssen Sie nicht machen. Die mach ich.«

Mrs Dupree war eine untersetzte dicke Frau um die fünfzig. Ihre Haare waren von Natur aus glatt und dicht. Wahrscheinlich Cajun-Indianer-Afrikaner-Weiße und natürlich schwarz.

»Und wie heißen Sie?«

»Rita.« Marguerite war zu feierlich und Maya zu exotisch. »Rita« klang nach dunklen feurigen Augen, scharfen Peperoni und kreolischen Abenden und Gitarrengeklimper. »Rita Johnson.«

»Das ist ein richtig netter Name.« Und wie manche Leute, die ihre Vertraulichkeit beweisen wollen, kürzte sie den Namen sofort ab. »Ich nenn Sie Reet. Okay?«

Natürlich okay. Ich hatte einen Job. Fünfundsiebzig Dollar die Woche. Also war ich Reet. Reet, Reet, Reet mit dem Kartoffellied, und fertig. Alles Reet. Jetzt musste ich nur noch kochen lernen.

3

Ich bat den alten Papa Ford, mir das Kochen beizubringen. Er war erwachsen gewesen, als das 20. Jahrhundert auf die Welt kam, und hatte eine große Familie von Brüdern und Schwestern in Terre Haute in Indiana (immer als Ostküste bezeichnet) verlassen, um herauszufinden, was die Welt einem »gutausschenden jungen Schwarzen ohne Bildung im Kopf, aber mit einer Menge diebischer Gedanken im Her-

zen« zu bieten hatte. Er arbeitete in Reisezirkussen, »Elefantenscheiße wegschaufeln«. Dann würfelte er in Frachtzügen und spielte in allen nördlichen Bundesstaaten in Hinterzimmern Glücksspiele und Shanties.

»War nie in Hang'em High. Die weißen Hungerleider hätten mich umgebracht. Ich war hübsch genug, dass die weißen Weiber immer hinter mir her waren. Und die weißen Jungen hatten immer was gegen einen hübschen Nigger.«

Als ich ihn 1943 kennenlernte, war sein gutes Aussehen so zerbrechlich wie das Gedächtnis eines alten Mannes, und die Enttäuschung saß auf seiner Miene wie ein Reiter ohne Sattel. Seine Hände waren ruiniert. Die Spielerfinger waren während der Depression geschwollen, und sein einziger ehrbarer Beruf, das Tischlern, hatte seine »Geldmaschine« noch schwieriger gemacht. Mutter rettete ihn von einem Job als Putzmann in einem Spiellokal und nahm ihn mit zu uns nach Hause.

Er sortierte und zählte die Wäsche, wenn der Wagen der Wäscherei sie abholte und zurückbrachte, und händigte dann widerstrebend den Untermietern frische Sachen aus. Er kochte üppige und köstliche Mahlzeiten, wenn Mutter zu tun hatte, und saß in der Küche mit der hohen Decke und trank eimerweise Kaffee.

Papa Ford liebte meine Mutter (wie fast jedermann) mit kindlicher Hingabe. Er beherrschte sogar seine Ausdrücke in ihrer Anwesenheit, weil er wusste, dass sie es nicht leiden konnte, wenn geflucht wurde, außer sie war die Fluchende.

»Warum verdammt willst du in einer verschissenen Küche arbeiten?«

»Papa, ich kriege dafür fünfundsiebzig Dollar die Woche.«

»Dreckige Brühe aus verschissenen Töpfen waschen.«